

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Margit Schönberger

Das Glück aus der Tüte

Ab 40 shoppt man nicht einfach nur –
man gönnt sich was

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt



Zeig mir deine Tüten ... Aldi, Gucci & Co. oder wie alles begann. Eine Spurensuche	9
Die Entdeckung der Rolltreppe Wie ich in die Großstadt kam und zum ersten Mal ein Kaufhaus betrat	12
Für Mini bin ich zu maxi Wie ich mir einmal einen kleinen Racheakt gönnte und das erste Kleid meines Lebens fand	21
Aber bitte mit Sahne ... Zwei Tüten, eine verhängnisvolle Verwechslung und meine geliebten Shoppingpausen in der Konditorei	28
Krieg der Knöpfe Vom Eigenleben der Dinge und was sie über mich verraten	37
Süchtig nach Düften Oder warum ein Gang in die Drogerie manchmal Wunder wirkt	45
Berauscht im Schreibwarenladen Oder wie ich mich manchmal gerne verzettle	57
Friedhof der Küchengeräte Ein Besuch im Haushaltswarengeschäft mit fatalen Folgen	67

<i>Austern bei Poseidon</i>	
G'schichten vom Viktualienmarkt	77
<i>»Haben Sie was mit Vögeln drauf?«</i>	
Auf Tuchfühlung im Bettenladen	87
<i>Minky würde Mäuse kaufen</i>	
Einkaufen im »Fressnapf«: Ein tierisches Vergnügen!	97
<i>»Lass Bücher für dich sprechen ...«</i>	
Ein Besuch in der Buchhandlung oder wie ich mich in Hölderlin verliebte	107
<i>Unberechenbar im Supermarkt</i>	
Warum der Supermarkt bei uns Männersache ist	117
<i>Sinn und Sinnlichkeit</i>	
Stoffe, aus denen Träume sind	125
<i>Auf heißen Sohlen</i>	
Warum Schuhe echte Seelentröster sind	133
<i>Vielen Dank für die Blumen ...</i>	
Im Gartencenter oder der Traum vom perfekten Rasen	144
<i>Serienjunkie</i>	
»Breaking Bad« oder warum wir mehr gute Geschichten brauchen	153
<i>Wenn der Postmann zweimal klingelt</i>	
Vom Shoppen nachts um halb zwei und von der Lust und Last der Pakete	162

»Ja, is' denn heut' scho' Weihnachten?« Alle Jahre wieder oder wie man Geschenkstress vermeiden kann	169
Vom Summen und Brummen der Dinge Frust-, Lust- und Fehlkäufe. Wann man zuschlagen sollte – und wann lieber nicht	178
Ja wer shoppt denn da? Eine Typologie	186
Das kommt mir nicht in die Tüte Vom Plastikirsinn und Einkaufsnetzen	203
Anleitungen zum Unglücklichsein Oder wie garantiert das Falsche in der Tüte landet	208
Buchführung Dinge, die ich während des Schreibens gekauft habe	218

Zeig mir deine Tüten ...

Aldi, Gucci & Co. oder wie alles begann. Eine Spurensuche

Ich war schon im Mantel und dabei, mich zu verabschieden, da kam ein spontanes »Warte doch mal. Von dem guten Apfelstrudel ist so viel übrig. Ich pack dir ein paar Stücke ein!« Ein kurzer, scheinheiliger Protest meinerseits wurde weggewischt, und schon trat der Tortenheber in Aktion, und Alufolie raschelte, während ich untätig daneben stand. »Hol doch eine Tüte raus. Da rechts, das Türchen neben dem Kühlschrank.« Ich tat, wie mir geheißen. Kaum an dem Griff gezogen, kam mir eine Sturzflut von Plastiktüten entgegen. In allen Farben und Größen.

»Meine Männer sind solche Schlamper, stopfen das Zeug einfach rein und kapieren nicht, dass auch das seine Ordnung braucht!«, entschuldigte sich meine Gastgeberin, während wir, die zerknüllte Flut glattstreichend und faltend, am Boden hockten. Da waren jede Menge Apothekentüten in allen Größen, und ich fragte mich kurz, ob in dem Haushalt auch alle gesund sind. Und solche von Discountern der alleruntersten Sorte. Ist natürlich nichts dagegen zu sagen, aber ich wunderte mich ein wenig, weil meine Arbeitskollegin eigentlich eine Markenfetischistin ist. Unter Prada tut sie's nicht, und ich erinnere mich an Berichte wie: »Die Entenbrust bei Käfer ist einmalig. Natürlich die in Cognac eingelegte!« Oder: »Den Petit Fours bei Dallmayr kann ich einfach nicht widerstehen. Ganz abgesehen von den Salaten. Wenn in

dem Laden nur nicht so viele Schaulustige rumlaufen würden, die sich die heiligen Hallen aufgrund der Kaffeewerbung im Fernsehen einmal von innen anschauen wollen. Ich glaube, das Geschäft steht inzwischen schon auf dem Tourplan der Fremdenführer. Einfach lästig, dieses Gedränge!«

Meine No-Name-Klamotten-Einkäufe hat sie meistens nur mit hochgezogenen Augenbrauen zur Kenntnis genommen. Aber neulich hat mir jemand erzählt, dass vor den Billigheimer-Supermärkten auch jede Menge hochtourige Geländewagen und Superschlitten parken. Was einen andererseits eigentlich nicht wundern muss, denn es ist ja auch bekannt, dass Leute »mit Geld« in Restaurants die mickrigsten Trinkgelder geben. Wahrscheinlich treffen die schlecht bezahlten Bedienungen, die auf gute Trinkgelder angewiesen sind, beim Einkauf im Billigsupermarkt dann auf ihre knickrigen Gäste, die am Vorabend noch eine Runde Hummer geschmissen haben ...

Inzwischen waren wir bei den edleren Plastiktüten angekommen. Bei denen des teuren Schuhladens auf der Edeleinkaufsmeile, bei mehreren Tüten mit der aufgedruckten Frakturschrift der namhaften Buchhandelskette und einer mit Chanel-Werbung, die Douglas auf seine Beute-Behältnisse gedruckt hatte. Und das alles stapelten wir auf die ganz unten, noch im Fach befindlichen Supertragetaschen aus Hochglanzpapier. Bedruckt mit Rosenarrangements und anderen Blumenmustern. Tragetaschen, die ich auch liebe und die zum Wegwerfen viel zu schade sind. Diese Tüten sind sicher in der Herstellung so teuer wie ein Billig-T-Shirt, und sie

sind es, die die Freude am Einkauf noch lange danach wieder aufleben lassen.

Ich bedankte mich noch einmal für den Apfelstrudel, der mittlerweile in einer Apothekentüte verstaut war, und machte mir auf der Heimfahrt Gedanken über den Einblick ins »Intim«leben meiner Arbeitskollegin, den ich soeben unfreiwillig erhalten hatte. In Krimis heißt es ja immer »Folge dem Geld!«, wenn es um Aufklärungsstrategien geht. Eine Plastiktütensammlung ist ähnlich zu betrachten. Die wasserdichten Hüllen, in denen wir unsere Besorgungen nach Hause tragen, sagen viel über unsere Vorlieben aus. Sie sind Gradmesser und die »Fingerprints« unseres Konsumentencharakters. Sozusagen die Handschrift unseres Geldbeutels. Kein Wunder, dass Klatschreporter der übelsten Sorte gelegentlich die Mülltonnen von Promis durchwühlen.

Zu Hause angekommen inspizierte ich sofort meine eigene Tütenschublade. Denn ich weiß jetzt: »Zeig mir deine Tüten, und ich sage dir, wer du bist.«



Die Entdeckung der Rolltreppe

Wie ich in die Großstadt kam und zum ersten Mal ein Kaufhaus betrat

Der Mann wirkte auf mich wie ein wütender Stier. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, saugte er hastig an seiner Zigarette, die er zwischen zwei Fingerspitzen hielt, wie ein nervöser Gangster. Es war nicht die Erste, wie man an den Stummeln zu seinen Füßen sehen konnte. Er tigerte vor dem Kaufhausschaufenster im Kreis und stand hochroten Kopfes kurz vor der Explosion. Als eine fröhlich grinsende Frau aus der Automattür kam und Tüten schwingend auf ihn zuging, warf er seinen Glimmstängel in hohem Bogen – unverschämterweise in meine Richtung – und blaffte die Frau an: »Spinnst du? Ich stehe mir hier schon stundenlang die Beine in den Bauch. Kannst du nicht einmal, ein einziges Mal im Leben pünktlich sein?« Die so Gescholtene zuckte ein wenig zusammen, zog dann ein rotes Textil aus der Tüte, während er sie grob zur Rolltreppe in Richtung U-Bahn-Untergeschoss zog. Sie drapierte ihre Beute auf ihrem Körper. »Ist das nicht ein wunderschönes Kleid? Dass musst du doch zugeben. Komm schon ...« Da ich den Ausgang dieses Rolltreppen-Dramas nicht verpassen wollte, folgte ich den beiden. Auf halbem Weg nach unten kam der Dolchstoß. Der wütende Stier knurrte: »Geht so. Das Gleiche hatte meine Kollegin Brenner neulich bei unserem Betriebsfest an.« Wie es weiterging? Frau lässt Mann stehen. Kehrtwende, die Rolltreppe wieder hoch. Rein ins Kaufhaus ... Ab da muss ich spekulieren. Ist aber

garantiert nicht gut ausgegangen. Denn bei der Vorführung auf der Rolltreppe war mit dem »roten Tuch« der Kassenzettel aus der Tüte gefallen.

Als ich meine Heimatstadt verließ, gab es dort kein Kaufhaus mit selbst öffnenden Automatiktüren, genau genommen gab es gar kein Kaufhaus (nur solche, die sich so nannten) und nur selten Plastiktüten. Von Rolltreppen ganz zu schweigen. Dafür jede Menge Mozartkugeln und Trachtengeschäfte. Beim edelsten von ihnen, bei Lanz, soll schon Marlene Dietrich ein Dirndl erworben haben und Elizabeth Taylor sowieso. Immerhin hat diese Firma den Begriff für alpenländische Trachtenmode – heute nennt sich das Landhaus-Stil – in Übersee mit ihrem Namen geprägt: »Lanzy« nennt das der Europakenner. Die Beschreibung von ansehnlichen Oberweiten in großzügig dekolletierten Dirndl-Blusen als »Holz vor der Hütt'n« hat damals noch keine Frau aufgeregt, denn der Feminismus war noch nicht erfunden oder zumindest noch nicht in die Provinz vorgedrungen. Ich hatte jedenfalls schon in jungen Jahren genug »vor der Hütt'n«, und Dirndl in allen Farben waren quasi meine Uniform.

Als Elvis Presley in mein Leben trat – sogar in Lebensgröße als Star-Schnitt aus der »Bravo« –, nahm ich auch die Mode zur Kenntnis, die all die schluchzenden Mädels in seiner Umgebung trugen. Das waren ganz eindeutig keine Trachten. Meine Mutter wurde von mir bedrängt, gab schließlich nach und nähte ab sofort Petticoats für mich und kaufte auf meine Bitte hin rosarote und hellblaue Karostoffe für Kleider und Röcke, wie Conny Froboess sie an der Seite von Peter Kraus in dem Film »Rhythmus und Melodie« trug. Von nun an stieg nicht

nur unser Verbrauch von Hoffmann's Stärke für die brettsteifen Petticoats. Denn nach Elvis und seinen deutschen Nachahmern folgte Brigitte Bardot als modisches Vorbild, und die – mit Hilfe gestärkter Unterröcke in mehreren Lagen – weitschwingenden Röcke wurden nicht mehr mit weißen Blusen, sondern mit hautengen Pullis getragen. Großmutter, Mutter und Tante strickten quasi für die Sünde, denn diese Zurschaustellung meiner üppigen Weiblichkeit war ihnen eigentlich gar nicht recht, und sie versuchten zu mogeln, indem sie ein paar Knäuel mehr verwendeten, als für enge Kurven notwendig waren. Aber wie man Wolle zum Schrumpfen bringt war schon damals kein Geheimnis. Warmes Wasser ist eben nicht immer nur zum Waschen da ...

Dass es so etwas wie »süßes Leben« außerhalb des unsrigen gab, entnahm ich diversen Illustrierten und auch, was Frauen in Großstädten bei diesen Gelegenheiten so trugen. Nämlich atemberaubende Abendkleider, die mich an diejenigen von Romy Schneider in den »Sissi«-Filmen erinnerten. Ich begann selbst, die kühnsten Roben zu entwerfen, und träumte mich zeichnend in laue römische Nächte. Ich war Anita Ekberg im Trevi-Brunnen ...

Die Angewohnheit, Abendkleider zu zeichnen, habe ich übrigens beibehalten – während andere beim Telefonieren geometrische Figuren kritzeln, zeichne ich immer noch Abendkleider. Einem Psychiater fiele wohl einiges dazu ein ...

Aus dieser modisch unausgegorenen Phase wurde ich schlagartig befreit, als es mich beruflich und der Liebe wegen nach München in die Großstadt verschlug. Ich

rieb mir die Augen, denn dort reihte sich Kaufhaus an Kaufhaus, und Rolltreppen wurden mein liebtestes Fortbewegungsmittel. In jeder freien Minute zog es mich in die Stadt. Damals hieß es nicht: »Ich gehe shoppen!«, und auch nicht: »Ich bin dann mal weg!«, sondern: »Ich gehe in die Stadt!«. Dabei wohnte ich in der Stadt. Aber eben nicht in der »City«, nicht dort, wo sich Kleiderstange an Kleiderstange reihten. Ich war wie verzaubert und sicher, im Schlaraffenland gelandet zu sein. Konnte es gar nicht glauben, dass man das alles anfassen, von der Stange nehmen und näher anschauen durfte, ohne gehindert oder gemäßregelt zu werden. In den kleinen Damenmodengeschäften meiner Heimatstadt hatten die Verkäuferinnen nicht nur das Sagen, sondern auch die Kleiderbügelhoheit. Sie waren meistens reiferen Alters und hatten einen scharfen Blick. Ein kurzes Taxieren der Kundin und schon hatten sie entschieden, was ihrer Meinung nach der einzig richtige Bügel war. Vielleicht trug man in meiner Heimat auch deshalb so viel Tracht, weil es die einzige Möglichkeit war, dem Geschmack der Mieder-, Twinset- und Perlketten-tragenden Modepäpstinchen zu entkommen.

Ich schwelgte jedenfalls in meinem neuen Glück der Klamotten-Demokratie. Wenngleich es viel zu lernen gab. Zum Beispiel wusste ich wenig über die Qualität von Stoffen. Darauf zu achten hatte ich nicht drauf, denn das hatte ich bisher den Argusaugen meiner Mutter überlassen. Ich war im Paradies der wohlgefüllten Kleiderstangen jedoch von vielerlei anderen Dingen abgelenkt. Von Farben, Mustern und Schnitten beispielsweise. Und nicht zuletzt von den verblüffend niedrigen Preisen. Denn dass Massenproduktion, Textilqualität

und Kaufpreis zusammenhängen, hat mein damals noch völlig unpolitisches, gieriges Kundinnen-Hirn nicht im Geringsten interessiert. Ich wollte haben, was mein schmales Anfängersalär hergab. Und das sollte so viel wie möglich sein.

»O je, was ist denn das für ein Fetzen?«, wurde ich bei Besuchen in der Heimat oft gefragt. »Trägst du etwa den neuesten Schrei?« – das war natürlich abwertend gemeint. Ich werde nie vergessen, wie sehr mich die Beurteilung meiner ersten größeren Anschaffung verletzte. Ein sonnengelbes Kostüm mit einer Bolerojacke, schwarzweiß pepita gefüttert. Der gelbe Stoff sah aus wie gesponnenes Stroh und wies auch eine ähnliche Struktur auf. »Pass bloß auf und komm damit nicht zu nahe an offenes Feuer, sonst gehst du in einer Stichflamme auf! Das ist doch total aus Plastik!« Der Begriff Kunstfaser war damals entweder noch unbekannt oder wurde von meinen Kritikerinnen absichtlich nicht benutzt. Die Leinen-, Baumwoll- und Woll-Fanatikerinnen meiner Familie inspizierten jede Innennaht – das war sozusagen die Nagelprobe. Den letzten Ausschlag für einen nach unten gesenkten Daumen gab immer die Verarbeitung meiner Kleiderbeute. »Schlecht verarbeitet und außerdem noch auf Kante genäht! Wenn du auch nur ein Gramm zunimmst und dich mal zu schnell hinsetzt, wird die Naht platzen!« (Womit sie oft recht hatten.)

Im Lauf der Zeit entwickelte ich jedoch selbst ein paar Antennen für preisliche Verführungen und dadurch vorprogrammierte optische (Ent-)Täuschungen. Vor allem fiel mir auf, dass man Modisches und Trendiges immer nur auf der linken Seite der Kleiderstangen fand. Dort, wo die Größen für die kleinen Busen und die knaben-

haften Hüften hingen. Bei jedem Schritt nach rechts, hin zur gesellschaftlichen Größen-Mitte wurden die Farben etwas blasser, die Muster etwas weniger progressiv und die Schnitte belangloser. Leider war das die Kleiderbügelgegend, die mir aufgrund meines von Gott und meiner Vorliebe für gutes Essen geschaffenen Körperbaus schicksalhaft zugewiesen war. Und genau da stellte mir meine Gier nach prall gefüllten Einkaufsstüten die nächste Falle. Ich griff nach links, zu Modellen, die mir bei angehaltenem Atem zwar gerade noch passten, aber bei normaler Lungentätigkeit nicht alltagstauglich waren. Das waren meine »Möhrenkleider«: Nach dem Kauf hingen sie – mich wie eine Eselin lockend – verführerisch im Kleiderschrank und machten mich zur Diätexpertin. Gelegentlich mit Erfolg, öfter jedoch eher nicht. Zumal mir durch den durch Knäcke- und Magerjoghurt bedingten Humorverlust auch der Blick auf das Objekt der Begierde verleidet wurde. Ich fragte mich, ob dieser Safarilookfummel es wert war, zur magenknurrend-aggressiven Asphalt-Löwin zu werden.

Mein Freund Robert hat zu diesem offenbar weitverbreiteten, weiblichen Einkaufsmuster eine wunderbare Kurzgeschichte geschrieben: Sie handelt von einem liebenden Ehemann, der das »Möhrenkleid« seiner Frau heimlich in der passenden Größe erwirbt und es nach zehntägiger Diät gegen das knappe, unerreichbare austauscht. Und alle sind glücklich: Die Frau, weil die Diät funktioniert hat und ihr das Traumkleid passt, und der Mann, weil es endlich wieder Kartoffel und Sauce zum Fleisch gibt und der Gute-Laune-Pegel wieder stimmt. Aber wehe, die Kleingrößenfanatikerin kommt dem liebenden Schwindler auf die Schliche. Lügen können wir

Frauen ja vielleicht noch verzeihen. Aber bei der eigenen Dummheit erwischt und entlarvt zu werden, das geht gar nicht ...

Ich kaufte, und ich lernte. Lernte beispielsweise, dass es sinnlos war, eine Verkäuferin zu fragen, ob es dieses oder jenes auch eine Größe größer gäbe. Die Antwort war nicht selten ein verächtlicher, von oben bis unten abschätziger Blick und ein patziges: »Wenn's da nicht hängt, offensichtlich nicht.« Diese Sorte hochnäsiger Dinger wollte eigentlich in teuren Designerboutiquen arbeiten und nichts mit Walrossen zu tun haben. Einige von ihnen haben es wohl auch in die heiligen Hallen des geringen Stoffverbrauchs geschafft. Diejenigen, die es trotz Verkaufsschulungen nicht schafften, auch mal ein freundliches Gesicht zu mimen, traf man gelegentlich hinter der Wursttheke in der Lebensmittelabteilung wieder. Aber die Kleidergröße ist und bleibt ein weibliches Thema. Und zwar bis ins fortgeschrittene Alter. Stehen mehr als zwei Frauen plaudernd zusammen, kommen sie unausweichlich irgendwann auf das Thema Mode. Und im nächsten Schritt auf Größen. Da schwirren die »36« und die »38« nur so durch den Raum. Die »40« kommt schon seltener vor, und die »42« wird schon kaum mehr in den Mund genommen. Gelogen ist es meistens. Und wird mit übler Nachrede bestraft: »Die Weber wollte mir weismachen, dass sie Größe 38 trägt. Glaubst du das?« Die Antwort der (gelogenen) 40 (und wahren 42/44) kommt wie aus der Pistole geschossen: »Eher ist die Hölle eine Eiswüste. Die mit ihrem Hängearsch und den Rettungsringen muss ja froh sein, wenn sie in meine abgelegten 40er-Sachen passt!« Ja, es ist schon so: Bei den

Kleidergrößen hört die weibliche Solidarität meistens so was von auf ...

Im Lauf der Jahre fuhr ich die Rolltreppen rauf und runter, füllte so manche Tüte und lernte dabei, meinen Blick zu schärfen. Vor allem in Sachen Preis- und Qualitätskontrolle. Den letzten Schliff verpasste mir ein hochnotpeinliches Erlebnis. Ich hatte eine Veranstaltung in Wien organisiert und war gebeten worden, den dreißig Teilnehmern nach einem arbeitsreichen Tag einen vergnüglichen Abend zu bieten. Für einen Heurigen waren wir alle noch zu jung, also schlug ich einen Besuch in der damals in Wien angesagtesten Disco vor. Disco war etwas Neues – alle stimmten begeistert zu. Und ich konnte endlich mein jüngstes Beutestück ausführen – ein hellblau-weiß gemustertes Kleid, das ich für das Nonplusultra hielt. Ich tanzte und tanzte und war auf Wolke sieben. Ein wenig erstaunt nahm ich zur Kenntnis, dass die Umherstehenden ihre Aufmerksamkeit offensichtlich auf mich richteten und sie ihre Blicke gar nicht mehr von mir losreißen konnten. Als mein Tanzpartner und ich eine Pause einlegten und uns zu den Tischen begaben, wurde ich von der ganzen Truppe mit begeistertem Klatschen empfangen. Jetzt war ich verwirrt. Bis mich eine Kollegin beiseite nahm und mir sagte, dass mein Kleid auf der Tanzfläche total durchsichtig sei. »Hat wohl was mit dem Licht zu tun«, grinste einer der Kollegen. Und fügte hinzu: »Los, weitermachen!« Danach war mir nun gar nicht mehr. Und ich war heilfroh, dass wenigstens meine Unterwäsche aus Fasern gemacht war, die ihren Ursprung auf einem Feld hatten, und zwar nicht auf einem Erdölfeld. Ab diesem Zeitpunkt war Schluss mit

Nylon & Co. Und wenn ich den Begriff Discoqueen höre, laufe ich immer noch rot an.

Meine neuen Qualitätsstandards waren allerdings Anschläge auf mein Klamottenbudget. Ich entdeckte, dass es auch Einkaufsmöglichkeiten in Läden gab, die nicht die Größe von übereinandergestapelten Fußballfeldern hatten und daher ganz ohne Rolltreppen auskamen. Dafür wurden die Klamotten dort in viel elegantere Tüten verpackt. Eine neue Ära brach an. Allerdings musste ich erst Karriere machen, um mir meine neuen Outfitstandards leisten zu können.

Modewelle um Modewelle zog durchs Land, und ich fand Mittel und Wege, immer irgendwie dabei zu sein. Egal ob mini, midi oder maxi – ich machte mit. Auch das Farbenspektrum habe ich schon mehrmals rauf und runter zu Markte getragen. Lila – daran erinnerte ich mich vor einiger Zeit, als es zum vierten oder fünften Mal in meinem Leben Modevorschrift wurde – fiel mir schwer. Ich sah darin aus wie ein Zombie – Walking Dead. Immerhin wie einer auf der Höhe seiner Zeit. Mini ließ mich allerdings mit den Zähnen knirschen, denn meine Knie waren schon damals viel zu rund und daher lichtscheu. In dieser Phase entdeckte ich den Hosenanzug. (Mit und in dem man sogar Kanzlerin werden kann!) Es tun sich eben immer wieder neue Möglichkeiten auf, Tüten mit Sehnsüchten zu füllen.

